Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 5 (1940)
Heft: 2

Artikel: Geschützte und gefährdete Pflanzen im Baselbiet
Autor: Honegger, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-860365

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

II. war Hans Ulrich Zehntner, Arzt, 1815—1901, Vater von Dr. Leo Zehntner, Gemeindepräsident, geb. 1864.

III. Hans Jakob Zehntner, 1778—1841, Gattin: Veronika Gerber von Sumiswald, auf Krummen bei Bretzwil, 1788—1873.

IV. Wernhard Zehntner, Müller, 1730—1814, Gattin: Verena Degen von Liedertswil. IV. stammte von Titterten, 1781 durch Einkauf Bürger von Reigoldswil. Vorher war die Familie vorübergehend in Arisdorf ansässig, sie stammt aber aus dem Kanton Bern. (Zehntner = Zehnteneinzüger).

Tüchtige Bauern, Handwerker und Posamenter waren Jakob Probsts Vorfahren. Ihr Erbe, die harte Arbeit an der Scholle und die enge Verbundenheit mit der vielgestaltigen, schönen Heimat am Fusse der Wasserfalle haben ihn befähigt, unbeirrt und sicher seinen Weg vom Handwerker, Architekten zum berufenen Künstler zu gehen. Möge der Meister noch lange in der Vollkraft seines Lebens wirken und schaffen können.

Quellen:

Amiet, B., Die Solothurnische Territorialpolitik 1344—1532. Solothurn 1928.
Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, 5. Bd. Neuenburg 1929.
Verzeichnis der Familiennamen der Bürger des Kantons Basellandschaft, Liestal 1939.
Idiotikon, Schweizerisches, 5. Bd. Frauenfeld 1905. S. 775.
Familienbücher des Zivilstandsamtes Reigoldswil—Titterten.
Kirchenbücher Bretzwil-Lauwil, Reigoldswil-Titterten, Staatsarchiv Liestal.

Geschützte und gefährdete Pflanzen im Baselbiet.

Von Karl Honegger, Sissach.

Es liegt in der Menschennatur, Dinge in Besitz nehmen zu wollen, die nicht alltäglich sind. Der Sammel- und Aneignungstrieb lässt uns das Seltene, Aussergewöhnliche als besonders wertvoll betrachten. Sind nicht deshalb Gold und andere Edelmetalle, seltene Gebrauchsgegenstände unserer Vorfahren, Raritäten von künstlerischer Hand so hoch im Kurse? Was uns fremdartig anmutet oder als besonders schön ins Auge sticht, wollen wir uns erraffen. So verhält sich schon das Kind den Blumen gegenüber. Es pflückt die schönsten in Wald und Feld zum Strausse. Und es ist schon der starke erzieherische Einfluss notwenig, bis ein kleines Kind, wie ich es einmal auf einer Berghöhe unbeobachtet mitanhören konnte, angesichts von prächtigen Enzianen äussert: «Gell Mutti, die Blüemli risse mir nit ab, sie si jo do no schöner ass ime Glas!»

Aber gerade zu dieser Einstellung dem Schönen in der Natur gegenüber sollten wir alle kommen. Sie verrät uns nicht enge Raff- und Besitzgier, sondern Grosszügigkeit dem Mitmenschen gegenüber, der sich auch am Anblick der seltenen Schönheit erfreuen will, und sie spricht uns von der Ehrfurcht vor der lebendigen Natur, die uns nichts zerstören lässt, was nicht unbedingt notwendig ist. Diese Ehrfurcht zu fördern, ist heute unendlich wichtig, da durch den entfesselten Krieg selbst das Leben von Mitmenschen nichts mehr gilt.

So gibt es auch bei uns Pflanzen — meist solche, die aus andern klimatischen Zonen in früheren Zeiten eingedrungen sind, als bei uns

ein ihnen günstigeres Klima herrschte — die sich nur noch an wenigen Stellen halten und sich neben den Pflanzen, welche den heutigen klimatischen Bedingungen besser angepasst sind, behaupten konnten. Ihre Fundorte sind deshalb häufig sozusagen Rückzugsgebiete oder Zufluchtsorte. An diesen ihnen zusagenden Stellen können sich solche Vertreter aus fremder Heimat noch lange halten, wenn nicht der Mensch störend eingreift, die Pflanzen ausgräbt oder in Massen sammelt.

Einsichtige Männer haben deshalb erreicht, dass in einer vom Landrat des Kantons Baselland erlassenen Verordnung betreffend Natur-, Pflanzen- und Heimatschutz vom 29. September 1924 gefährdete Pflanzen, Naturdenkmäler, historisch oder wissenschaftlich interessante oder besonders schöne Gebäude und Oertlichkeiten unter den Schutz der Behörden gestellt sind.

Im zehnten Paragraphen sind neun Pflanzen erwähnt, die nicht ausgegraben, massenhaft gepflückt oder feilgeboten werden dürfen. Leider sind diese Pflanzen nicht allgemein bekannt, sodass unbewusste Verstösse gegen das Verbot vorkommen. Wenn wir aber diese geschützten Pflanzen kennen, werden wir selbst nicht dagegen verstossen und Fehlbare, die trotz Verbot solche Pflanzen büschelweise sammeln, aufmerksam machen und, wenn die taktvolle Warnung nicht hilft, den Behörden zuführen. Zuständig sind in dieser Sache die Gemeinderäte, die nach Verwarnung Bussen von Fr. 2—20 fällen können.

Mit diesen neun Beispielen sind aber die gefährdeten Pflanzen unserer Gegend noch nicht erschöpft. Es gibt eine grössere Anzahl, die am Verschwinden sind und deshalb des Schutzes bedürfen. So kann die Liste um zwanzig weitere Pflanzen bereichert werden, auf welche die Schutzbestimmungen früher oder später ausgedehnt werden sollten, wenn nicht unsere Pflanzenwelt an interessanter Reichhaltigkeit einbüssen soll.

Die vorliegende Arbeit will deshalb versuchen, dem Leser mit Text und Bild diese geschützten und schutzbedürftigen Pflanzen nach und nach näher zu bringen. Ich möchte nicht versäumen, an dieser Stelle Herrn Dr. F. Heinis, Basel, für die Durchsicht des Manuskriptes und verschiedene wertvolle Ergänzungen, sowie Herrn Adolf Suter, Techniker, Muttenz, für das Umzeichnen meiner Pflanzentafeln verbindlich zu danken.

Türkenbund. — Lilium Martagon L.

Hauptmerkmale der Pflanze.

Die Türkenbund-Lilie ist eine Pflanze der Laubwälder in der Bergregion. Sie ist kenntlich an ihrem stolzen und graziösen Wuchs von ca 30-80 cm (gelegentlich noch grösserer) Höhe. Das auffälligste Merkmal ist die hellpurpurne Blüte mit innerseits dunkleren Flecken. Die Kelch- und Blütenblätter sehen gleich aus (ein Perigon) und bilden die nickende Krone, deren sechs Zipfel turbanartig zurückgerollt sind. Sechs Staubgefässe mit roten Beuteln stehen frei nach unten und zwischen ihnen ragt der lange Griffel mit kolbenförmiger Narbe etwas

weiter vor. Die Frucht ist eine dreieckige Kapsel, die sich nach anfänglichem Hängen aufrichtet und von oben den drei Kanten entlang aufspringt, dass der Wind durch Schütteln die 6-8 mm langen, hellbraunen Samen verbreiten kann. Am runden Stengel stehen die 5-6 elliptisch-lanzettlichen Blätter wechselständig, sind aber in der Mitte des Stengels quirlig zusammengeschoben. Im Boden findet man eine goldgelbe Zwiebel von ca. 5 cm Grösse, der die Pflanze mehrere Namen verdankt: Goldwurz, Goldbölle, Goldöpfel (Toggenburg, Rheintal).

Blütezeit ist Juni—August, wobei sich in der bis zehnblütigen Traube von unten her durchschnittlich jeden zweiten Tag eine Blüte öffnet.

Fundstellen im Baselbiet:

Der Türkenbund liebt Kalkboden und findet sich gerne in Gesellschaft mit Hasenklee, Waldmeister und Einbeere. In Bergwäldern trifft man ihn hie und da, in den Auwäldern der Niederungen nur selten. Im Kettenjura ziert er auch oft die lichten, sonnigen Weidgebüsche in Begleitung verschiedener Gräser, Hochstauden und Orchideen (Zwenke, Akelei, Kammorche, Knabenkraut und Handwurz).

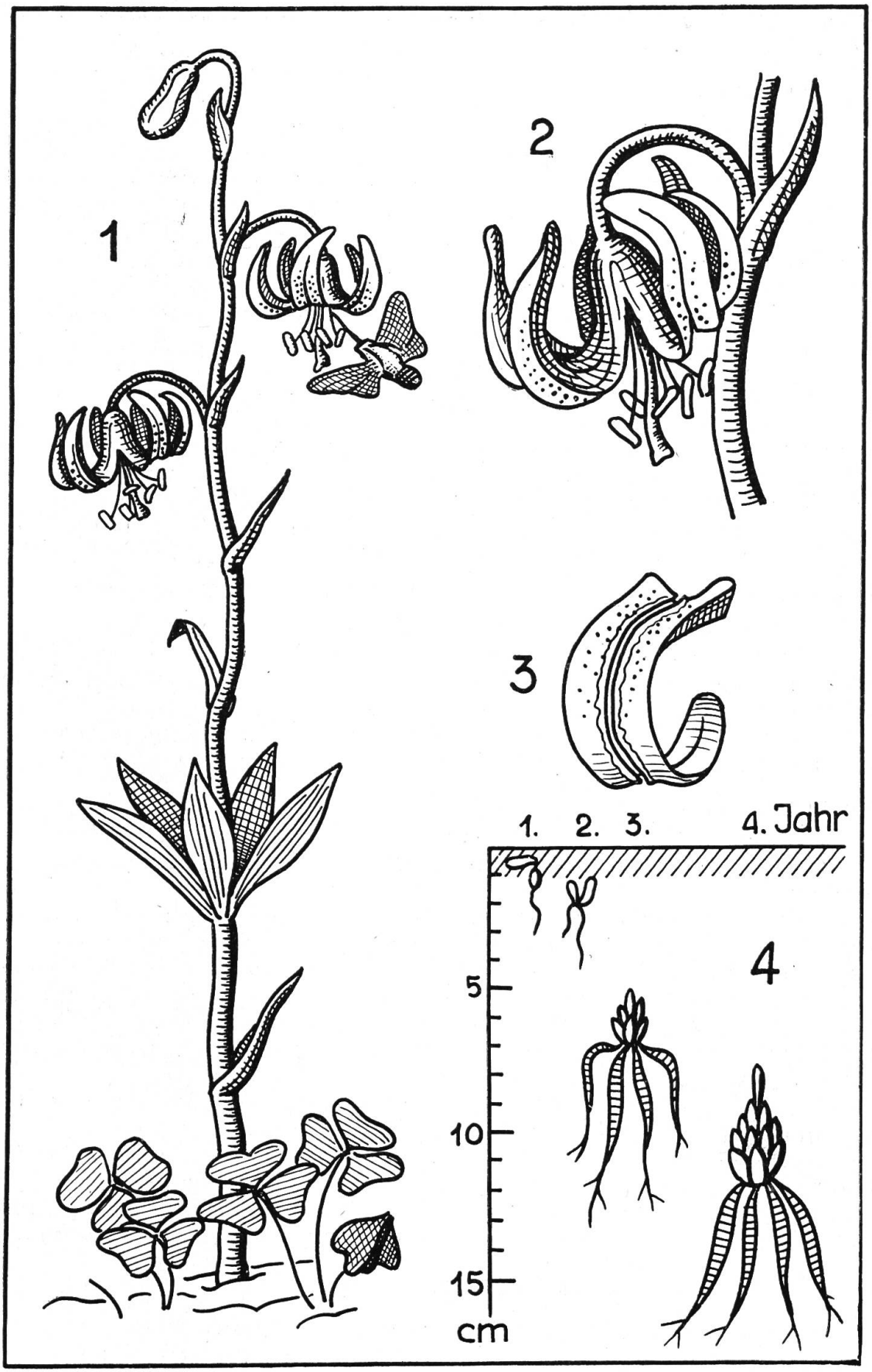
Interessante Einzelheiten.

Die nickenden Blüten bieten den bestäubenden Insekten keine gute Sitzgelegenheit. Sie werden deshalb von Schmetterlingen bestäubt, vor allem ist es der Taubenschwanz, der schwebend seinen langen Saugrüssel in die feine Nektarrinne der Perigonblätter schiebt. Dabei berührt er mit der Unterseite des Körpers und den Beinen die Staubbeutel, dass der gelbe, klebrige Pollen herausfällt und haften bleibt und so auf die Narben anderer Blüten getragen wird, die meist früher für die Aufnahme des Pollens bereit sind als die Staubbeutel ihren Staub freigeben. Dass der Türkenbund vorwiegend Nachtfalterblume ist — er stellt eigentlich eine Zwischenstufe zwischen Tag- und Nachtfalterblume dar — beweist auch, dass er abends und nachts viel kräftiger duftet als am Tage. Erfolgt keine Fremdbestäubung, tritt erfolgreiche Selbstbestäubung ein.

Die Keimung ist deshalb besonders interessant, weil sehr deutlich ersichtlich wird, wie bei dieser Zwiebelpflanze dafür gesorgt ist, dass die Zwiebel die richtige Tiefe erreicht. Dies geschieht durch Wurzeln, die gestreckt in die Erde wachsen, sich nachher oben stark zusammenziehen. So werden die Zwiebeln langsam in die Tiefe gezogen. Man beachte auf der Figur die Querfältelung der Wurzeln, die durch Verkürzung zustande kommt und die Verbiegung der alten Wurzeln, wenn sich die jüngern stark zusammengezogen haben. Bei der Türkenbundlilie braucht es vier Jahre, bis die schuppenförmig zusammengesetzte Zwiebel eine Tiefe von ca. 15 cm erreicht hat und nun zum erstenmal einen Spross mit Blättern und Blüten treibt.

Erklärungen zu den Figuren.

1 Habitusbild (ca. ½ nat. Grösse)
2 Einzelblüte
3 Perigonblatt mit Nektarrinne
4 Keimung (nach Rimbach).


1
2
3
1. 2. 3. 4. Jahr
4
5
10
15
cm

Stengelloser, großblumiger Enzian. — Gentiana Clusii Perr. und Song.

Hauptmerkmale.

Dieser prächtige Vertreter aus der Bergwelt ist gekennzeichnet durch seine grosse, trichterförmige Blüte von dunkel azurblauer Farbe. Die ausdauernde Pflanze erreicht eine Höhe von 2-8 cm, wobei die Krone allein 5-6 cm misst. Die fünfzipflige Krone ist innen bleicher und oft gestreift. Sie steckt in einem Kelch, der sich eng anlegt und fünf spitzwinklig zusammenstossende Zipfel aufweist. Die Krone ragt aus einer grundständigen Blattrosette lanzettlicher Blätter empor, während der kurze Stengel höchstens zwei sehr angenäherte Blattpaare trägt. Die Staubfäden sind verbreitert und unten mit der Krone verwachsen; die Beutel dagegen sind länglich und zusammen zu einer Röhre verklebt, die den langen Griffel umschliesst. Die verbreiterte, gefranste Narbe ragt ungefähr auf die Höhe der Kronzipfel vor. Nach dem Verblühen verlängert sich der Stengel stark und trägt die längliche Kapsel mit Samen von Millimetergrösse. Die Weide- und Felspflanze tritt meist gesellig auf und zeigt Vorliebe für Kalkböden. Der Enzian blüht bei uns vom Mai bis Ende Juni, in den Alpen je nach der Höhe bis in den August.

Fundstellen im Baselbiet:

Der stengellose, grossblumige Enzian (benannt nach dem Botaniker Clusius) besiedelt im Baselbiet vor allem die kleinen Rasenbänder und Felsnischen des Kettenjuras, oft in Gesellschaft mit der Flühblume, des niedern Habichtskrautes, der Kernerblume, des Felsengänseblümchens oder Sternliebe und des Blaugrases. Im Baselbieter Kettenjura liegt auch die Ostgrenze seiner Verbreitung im Jura.

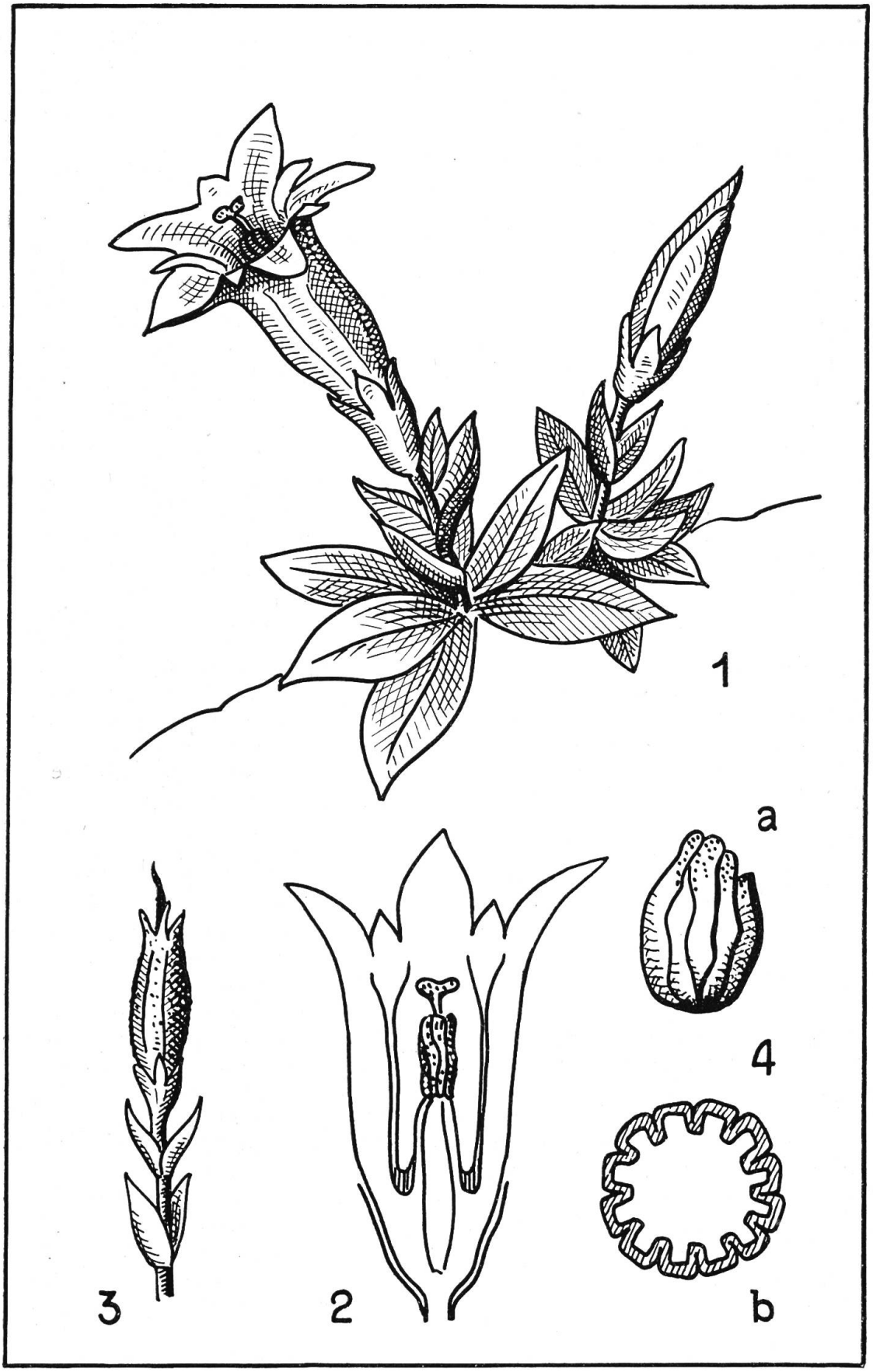
Interessante Einzelheiten.

Wie alle Enziane schliesst und senkt auch der stengellose die Krone bei einbrechender Dunkelheit und bei Regenwetter. Die Schliessbewegungen wie auch das Oeffnen treten ein infolge von Temperaturschwankungen, nicht wegen der Veränderung in der Belichtung. So reagiert er schon auf Temperaturschwankungen von 1,5° C, wobei sich die Blüten erst bei einer Mindestwärme von 8,5° C öffnen. In ähnlichem Sinne wirken regelmässige Erschütterungen der Pflanze von verhältnismässig kurzer Dauer. Sie beschleunigen das Schliessen der Krone. In der Natur können also Erschütterungen, wie sie durch Regen, Hagel oder starken Wind verursacht werden, die gleiche Wirkung erzielen wie die Temperatursenkung. Dagegen erfolgt der Blütenschluss nie durch Insektenbesuch.

Die Bestäubung der Pflanze besorgen langrüsslige Hummeln, denen in fünf, von den verbreiterten Staubfäden abgegrenzten Kammern am Grunde der Röhre reichlich Nektar geboten wird. Eine Hummel muss also, um allen Honig sammeln zu können, den Rüssel fünfmal in

Erklärungen zu den Figuren.

1 Habitusbild (nat. Grösse)
2 Längsschnitt durch eine Blüte
3 Stengel mit Kapsel
4 Same (a) und Querschnitt (b).


1
a
4
3
2
b

die Tiefe stossen. Dagegen fanden Forscher fast 90 % aller Blüten von einer honigraubenden Hummel über dem Kelche angenagt.

Die Samen reifen über den Winter in der Kapsel aus und werden vom Winde zerstreut. Die Keimung erfolgt erst nach mehreren überstandenen Frösten und nachfolgender Lichteinwirkung. Fehlt das eine oder andere, bleibt die Keimung aus. Diese Keimungsart verrät uns den Enzian als ausgesprochenen Vertreter der Gebirgsflora.

Ein allfälliges Ausgraben der Wild-Enziane und Versetzen in die Gärten des Tieflandes ist aber auch aus anderm Grunde unnütz und ohne Erfolg, da die Pflanze nur in Gemeinschaft mit einem mikroskopisch kleinen Wurzelpilz, mit dem sie eine Art Lebensgemeinschaft eingegangen hat, zu leben und gedeihen vermag.

Nahe verwandt mit dem Clusius-Enzian ist der Kochsche Enzian (G. Kochiana), der oft zu Tausenden die Alpweiden ziert, aber auch schon an einzelnen Orten infolge unvernünftigen Abreissens verschwunden ist.

Am Doope suuge. Aus der Geschichte einer Redensart.

Von Ed. Strübin, Flims.

Diese Redewendung, die in der alemannischen Schweiz [1]), aber auch in Deutschland [2]) weit verbreitet ist, scheint nicht schwer zu erklären: Einer, der nichts zu beissen und zu nagen, einer, der alles durchgebracht hat, einer, der bei einem Mahle zuschauen muss, kann eben am Doope suuge. Dann wäre also Doope ein derber Ersatz für Hand; derb darum, weil eigentlich nur bestimmte Tiere «Doope» haben; solche Wörter — ich erwähne nur Schnure, Haxe, Pfoote — werden tatsächlich häufig auf Menschen übertragen.

Ist es aber nicht auffällig, dass wir das Wort Doope in unserer Redensart nie durch ein anderes ersetzen, etwa durch «Finger», das doch mindestens ebenso passend wäre? Wir brauchen doch auch: «nach öppisem d'Finger schläcke» (= gluschte) und «öppis us de Fingere suuge» (= etwas aus dem Stegreif tun).

Das kommt daher, dass «am Doope suuge» nicht einfach eine Art Kraftausdruck ist, sondern dass sich darin eine bestimmte alte, uns unbewusste Anschauung verbirgt.

Neben dem Hund hat noch der Bär Doopen. Bäredoope heisst in vielen Gegenden der Bärenklau, Heracleum [3]). Der Bär ist bei uns ausgestorben; in unserer Sprache treibt er noch heute sein Wesen. «Hunger ha, schloofe, schwitze wie ne Bär» sind allbekannte Vergleiche. [4]) In früheren Zeiten kannte man den Bären nicht nur vom Bärengraben oder vom Zoo her. In dem «Thierbuch» von 1563, der Uebersetzung von Conrad Gesners bahnbrechendem Zoologiebuch «De Quadrupedibus», steht verzeichnet: «Und zuvor (= vor allem) in dem Teutschland im Alpengebirg oder in dem Schweitzerland find man bären die menge.» [5])

[1]) Schweizerisches Idiotikon 7,515.

[2]) Storfer, Wörter und ihre Schicksale 185.

[3]) Siehe z. B. Seiler, Die Basler Mundart 24.

[4]) Idiotikon, 4, 1449.

[5]) Für unsere Gegend siehe auch: «Baselbieter Heimatblätter» Nr. 3, 1938.